

Ein in Gedanken mitgenommenen Regenschirm.

Der Herr Professor heute prompt wie taglich in die Kneipe kommt. Und stolz denkt diesmal er indessen:



„Heut hab' den Schirm ich nicht verloren.“



Er seines Schirmes doch vergibt, Trifft mit ihm eines Herren Nase, Was diesen arg bringt in Erstaun, Daß wird er den Professormann



So zum Kollegen nicht heran, Daß dem schafft eine Zahmensäge, Des Herrn Professors Schirmstoffscheide, Darum wird der Professor jetzt



Rom Hausnecht vor die Tür gesetzt, Und traurig denkt er nun indessen: „Hätt' ich den Schirm doch nur verloren“

Ans Schüleranklagen.

Der Ruckel ist ein scharfer Geselle, Raum will man sich an ihn heran-schleichen, ist er auch zum Ruckel.

Wenn man der Eidechse den Schwanz abschlägt, wächst er bis zum nächsten Male wieder nach.

Eine gelungene Aufnahme.



Die deutlich zeigt, daß man den Herrn Förster und seinen Wadl „die Unzer-trennlichen“ heißt.

Druckfehler.

Die Geburtstäter des Weinlieferanten wurde überaus fröhlich begangen. Die Stammgäste des Restaurants überreichten ihm eine wertvolle silberne Pantoffelbohle.

Ein Schelm.



„Sie haben ja schrecklich krumme Beine!“

„Glauben Sie, das kommt Ihnen nur so vor, weil Sie nicht gerade hinschauen können!“

Schüttelreim.

Redvede Kaffeeschmecker spürt das seine Ohr, Nimmt von den fehlenden man gründlich eine vor.

Wichtig gestellt.



Gerichtsschreiber: „Sie heißen“

Dame: „Gebwig von Sternfeld!“

Gerichtsschreiber: „Geboren“

Dame: „Bitte, Hochwohlgebo-ren!“

Was bedeutet „H. A. W. G.“

Kaus der „bitteren Willensschachtel“ eines Salon-Cabarets.

Am Abfuge wird gebeten, Inse-re Abba wird grüßten, Und Alles wird gebeten, Inse-re allerhöchsten Weinorten

minigern, Und allezeit wird geschändmündert, Im Ansehnlichkeit wird gebeten, Und alles war gepumpt.

Wie im Märchen.

Es war einmal ein Mädchen, Das leb' in Haus und Wams;

Wie in dem schönsten Märchen, So ging's tagen und aus.

Doch ach — nach einem Jährchen Ward Trunt und Witsen schmal, Und aus des Geldbuchs Zielen Die Dullegerster riefen:

Es war — es war einmal!

Ein Junker.



Die Gattin weint. Er schweigt eine Weile und sagt dann plötzlich: „Sieben!“

„Was denn?“

„Sieben Taler waren es. Jede kostet mich 2 Dollar 50, hier ist das Geld für den neuen Hut.“

Replik.



Sie: „Ihr Männer schätzt auch wirklich nichts an uns Frauen!“

Er: „O ja, die Toiletten, denn die kosten unser Geld!“

Fatal. A.: „Es ist mir sehr unangenehm, daß Ihre Frau meinen letzten Brief an Sie gelesen hat. Sie sagten mir doch, sie lese nie Ihre Briefe?“

B.: „Gewöhnlich tut sie es auch nicht. Die Schuld daran tragen nur Sie, warum schreiben Sie „Privat“ darauf!“

Aus der Affäre gezo-gen. Dame: „Ach, bitte, können Sie mir nicht sagen, was die Uhr ist?“

Herr (nach einigem Zögern): „Die Uhr ist ein sehr nützlicher Gegenstand, wenn man ihn besitzt!“

Anknüpfung.



„Mein gnädiges Fräulein, darf ich Ihnen für den nächsten Regen meinen Schirm und momentan meine Beglei-tung anbieten?“

Wint.

Von Paul Marguerite.

Thomas Lochard war Beamter im Kultusministerium und hatte die Absicht, sich im nächsten Jahre pensionieren zu lassen. Der kinderlose Wittwer hatte sein Leben auf die Minute eingeteilt. Doch infolge einer Leberkrankheit und auch durch seine sitzende Lebensweise, die ihm unympathisch, aber schließlich un-entbehrlich geworden war, hatte er es gelernt, Vergnügen zu empfin-den.

Er konnte niemanden im Hause, und deshalb war er sehr verwundert, daß es eines Abends, als er dabei war, sich seine frugale Mahlzeit zu-rechtzumachen, an seiner Thür kün-gelte.

Als er öffnete, stand eine gepuderte Dame mit einem Blumenputz auf dem Kopfe vor ihm und fragte: „Herr Thomas Lochard, nicht wahr, Beam-ter im Kultusministerium?“

Er konnte diese Lausache nicht leug-nen. Die Besucherin fügte hinzu: „Ich heiße Fräulein Porlet und bin die Direktorin der Mädchenelementar-schule des Viertels.“

Er sah die Besucherin forschend an. Die nicht mehr junge Dame hatte ein rotes frisches Gesicht, und in die Si-cherheit, die ihr durch ihren Beruf ei-gen war, mischte sich Freundlichkeit und etwas Vintisches. Nun erklärte sie den Zweck ihres Besuchs.

In jeder Etage, in jedem Hause des ganzen Viertels erschien sie, um eine Kleinigkeit zu erbitten. Einmal fertigte man sie groß ab, dann kam man ihr wieder sanft entgegen — ja sie sammelte und schämte sich durch-aus nicht, denn sie tat es für die Fe-rientolonien. Sie haben sicher da-von sprechen gehört, verehrter Herr!

Es gibt doch eine Menge Kinder, die vom Schicksal nicht begünstigt sind und arme Eltern haben, und mit diesen Schülern fahren wir jedes Jahr ans Meer oder aufs Land — natürlich in irgendein kleines billiges Nest — um ihnen die gute Luft, die sie so nötig brauchen, zu verschaffen. Wir gehen mit den Kleinen in die Freide ober an den Strand, damit sie frische, rote Baden bekommen und gesund werden.“

Sie würden lachen, wenn Sie sehen könnten, mit was für einem ge-luten Appetit die Kinder in das Land-brot beißen und die dicke Milch es-sen. Deshalb dachte ich, mein Herr ...“

Sie misdeutete Lochards Schweigen; es entsprang nicht dem Weiz, denn ihre mit offener Gutmütigkeit gefagte kleine Rede hatte Eindruck auf ihn gemacht. Er war verlegen, und zwar erstens darum, weil er nicht reich war, und dann hatte er keine Ahnung, was er in einem solchen Fall geben sollte.

Jeder gibt, was er will. Die kleinste Kleinigkeit ist willkommen.“ Lochard sagte einen Entschluß und zog aus einer Schublade vier schöne runde glänzende mit dem Widenis der Republik versehene Fünftalant-stücke.

„Ach! danke, verehrter Herr“, rief das brave Fräulein entzückt aus. „Was für ein Veranügen machen Sie mir. Durch Ihre Großmütigkeit können wir die kleine Nini mitneh-men; das Kind wird wieder ausblü-hen, wir werden ihr Freude und Ge-sundheit wiedergeben. Ach, ich danke Ihnen von ganzem Herzen!“

„Aber nicht doch, nicht doch, ich bitte Sie“, erwiderte Thomas Lo-chard, der verlegen war und sich selbst über seine Großmut wunderte.

Am nächsten Tage klingelte es von neuem. Herr Lochard wollte sich eben zu einem Schläfchen anschiden, wes-halb er ärgerlich zur Tür schritt. Doch sein Antlitz glättete sich rasch, als er den Gast sah. Wieder war es Fräu-lein Porlet, die ein kleines Mädchen an der Hand hielt. Das Kind trug zerfetzte Stiefel und sah sehr elend aus. Die Augen, die blau wie Berg-steinmünzchen waren, leuchteten aus dem bleichen ungesunden Gesichtchen heraus.

„Das ist Nini, sie kommt, um Ih-nen zu danken. Sehen Sie sich das Kind gut an, denn in einem Monat werden Sie es nicht mehr wieder-ersehen.“

Herr Lochard suchte in seinem Bü-fel nach einem kleinen Apfel, den er für seinen Nachtiß bestimmt hatte, und bot ihm dem Kind an.

„Ein gutes kleines Mädchen“, ver-traute ihm die Direktorin an, „sie ist fleißig und brav. Sie hat nur noch eine alte Großmutter, die halb gelähmt ist. Sie steht fast allein in der Welt.“

Beim Weggehen ließ Thomas Lo-chard Nini auf dem Treppabstuf vorangehen und hielt die Direktorin zurück. Er steckte ihr ein Zehnfran-stück zu und sagte leise:

„Kaufen Sie ihr doch bitte Stiefel und eine dicke gestifte Jacke.“

Ein Blick Fräulein Porlets, ein heucheltes Aufschmecken in ihren guten, hellen Augen dankte ihm mehr als jedes Wort.

Am nächsten Tage war Lochard auf dem Bahnhof, als die Ferientolonien abfahren. Er half den Kleinen beim Einsteigen und gab ihnen Rates mit auf die Weis.

Man sagte sich Abied und auf Wiedersehen. Lochard wünschte dem

Kind gute Ferien, und als die Ehe sich hinter ihnen schloß, fühlte er sich traurig und allein. Ja, er hätte ein Kind haben mögen, ein kleines bezi-gtes Kind, wie diese reizende, blaße Nini war.

So ein Kind beansprucht Zeit, be-schäftigt, füllt das Leben aus; man hat Pflichten, Verantwortlichkeit, Sorgen, Unruhen; aber ist ein kleines Wesen lieben, bilden, leiten das nicht wert?

Wie hatte er größere Langeweile als in jenem August empfunden, in dem Monat, in dem die Tage so früh beginnen und so spät enden, so schön und so langweilig sich bis ins Unab-sehbare verlängern.

Er litt in seiner kleinen Woh-nung unter der Hitze. Aber er kam nicht auf den Gedanken, während der Ferien zu verreisen. Wo sollte er auch hin?

Der einzige Gedanke, der ihm Freude machte, war, daß fern in einem kleinen Orte am Meer die kleine Nini mit ihren Kameradinnen herumtollte, in den Wogen spielte, Sandburgen baute und mit ihrem kleinen Fischerey-muntere Krabben fing. Sie konnte essen, wenn sie Hunger hatte, und trintete, wenn sie Durst empfand, konnte in der witzigen Frischen See-luft nach Herzlustig Spaziergänge machen, kurz, ihr mochte wohl nichts fehlen, was ihr eine durchgreifende Erholung und Kräftigung ermöglichen konnte.

Und vielleicht würde sie sich auch, wenn sie an Paris zurückdachte, sei-ner erinnern. Ihm wurde ordentlich warm bei dem Gedanken, und schmun-zelnd rieb er sich die Hände. Und diese Befriedigung war das Wert der vier blauen Silberstücke und des klei-nen Goldstücks! Das verdankte er nur seiner Freigebigkeit, die er da-mals ganz plötzlich, ohne daß er recht wußte, wie er dazu kam, der freun-dlichen Schulvorsicht gegenüber be-wiesen hatte, und die nun einem lei-nen Wesen, das bisher so unglücklich war, das schönste Glück verschaffte.

So war endlich der August ver-flossen, und man schrieb den zweiten September. Thomas Lochard wird dieses Datum nie vergessen. Er hörte stürmisch die Klingel ziehen, und an seiner Tür stand Fräulein Porlet und hinter ihr eine Mädchen mit roten Wangen, mit fetten Waden, Nini, die mindestens noch einmal so

groß geworden war.

Er empfand eine ruhende Freude, um seine Nützlichkeit zu verbergen, scherzte er:

„Ach! was ist denn das für ein niedliches kleines Mädchen, das tenne ich ja gar nicht! Nein, das habe ich sicher noch nie gesehen.“

Wenn er auch ernsthaft sein wollte, so brachen Fräulein Porlet und das Kind doch in schallendes Gelächter aus und riefen zusammen mit triumphie-render Stimme: „Aber das ist ja Nini!“

Und zu erzählen gab es eine Men-ge. Nini sah auf den Anien ihres neuen Freundes und schwagte: Das Meer hätte Hu! Hu! gemacht. Die Krabben hätten gemiffen, und Schil-fen aus Sand hätten sie gebaut! Was für Rahnpartien hatte man gemacht, und einmal wären sie alle mit einem Kremsler in ein Schloß gefahren und da hätte es einen Kirchstuden so groß wie der Tisch gegeben!

Thomas Lochard war glücklich und Fräulein Porlet lächelte. Er ver-spähte, sie am Donnerstag in der Schule zu besuchen, und er ging hin und setzte seinen Pfänder auf ein

soz Handstuhle an, und ein großes Paket mit einem rosa Bindfaden trug er: Honiglecken für die ganze Klasse. Als er nun vor der Tür stand, war er ganz betroffen, als er Fräulein Porlet fragen hörte: „Ach, Herr Lo-chard! die arme kleine Nini.“

„Sie ist doch nicht krank?“

„Sie ist doch nicht krank?“

„Stattete er ganz gleich geordnete Lochard.“

„Ach nein, ihre Großmutter ist an einem Schlaganfall gestorben. Nun ist Nini ganz allein auf der Welt.“

„Aber“, murmelte Thomas Lo-chard, und das Herz zog sich ihm zu-sammen.

„Man nimmt sie uns. Das arme Ding liegt auf der Straße. Der Ar-beitgeber wird sich um sie küm-mern und sie irgendwo in der Au-berge unterbringen. Er wird sie zu Bauern geben, sie mit den Zie-gen und Kühen großziehen und eine Magd au ihr machen. Vielleicht sind es brave Leute! Man weiß es ja niemals! In jedem Fall wird ihr Leben hart sein. Und Nini ist so feinfühlig, so zärtlich, so dankbar. Sie ist ein Seelchen, Herr Lochard, wenn Sie sie kennen würden.“

Während fröhliche Thomas Lochard den Kopf. Schnell stellte er eine Be-rechnung an: seine Pension, seine Zinsen. Er wird jede überflüssige Ausgabe vermeiden, nicht mehr ins Café gehen. Wenn er etwas hat, das er lieben kann, das ihm gehört, zwei Kinderärzchen, die sich um seinen Hals schlingen werden. Und Nini wird nichts zu leiden haben, sie braucht keine Kühe zu hüten. Sie kann weiter in die Schule zu Fräu-lein Porlet gehen, sie wird bei ihm sein. Sie wird das Mädchen sein, das er so ersehnt hat. Sehr rot

lächte er die Worte hervor: „Nein, Fräulein Porlet, sie darf nicht fort. Ich will Nini haben! Ich adoptiere sie!“

Unbedachte Worte.

Wer hat nicht schon einmal zu scharfen Worten seine Zuflucht nehmen müssen! Ein scharfes Wort braucht oder nicht notwendigerweise als böses Wort zu gelten, es kann im Interesse dessen sein, zu dem es gesprochen wird, daß er hart und unerträglich angefaßt wird. Ein solch hartes Wort kann einen guten Zweck haben. Böse Worte dagegen werfen auf den, der sie spricht, mitunter ein sehr schlechtes Licht, sie sind vielleicht auf recht bedenkliche Charaktereigenschaft zurückzuführen, verlegen und verbittern immer. Und doch, was uns böse klingt, entpringt manchmal nur der Gedankenlosigkeit und Ge-schwätzigkeit. Solche Worte verlegen aber nicht minder und haben schon viel Unheil angerichtet. Bittere Fein-schaften und Prozesse sind daraus schon entstanden.

Man kann, ohne zu übertreiben, mit Seelenruhe behaupten, daß über-haupt viel zu viel geredet wird. Men-schen, die reden, um zu reden, die als Gesichtsträger und Gebärden-spieler Klatsch umhertragen und un-rückbringen, deren Phantasie mit ih-nen durchgeht, so daß sie schließlich an ihr eigenes Geschwätz glauben und sich an ihren Worten betauschen solcher Menschen gibt es leider mehr als man glaubt. Dieses Ueber-maß an gesprochenen, ja auch an geschriebenen Worten, einzufchränken, müßte sich jeder aneignen sein lassen. „Und hüte deine Zunge wohl, halb ist ein böses Wort ge-sagt“, so sagt der Dichter. Darum soll man den Leuten mitstrauen, die viele Worte machen.

Es ist gar nicht so schwer, daß Menschen auch gut miteinander schweigen können, ein Blick, ein Hän-debrud kann oft deutlicher sprechen als viele Worte und ellenlange Brie-fe. Es gibt genug Vorbilder, Män-ner und Frauen, die das Reden küng gemacht hat, und die infolge dessen kurz und bündig im Reden, aber doch feinfühlig in ihrem Betragen sind, die rasch zu handeln verließen und doch feste Grundsätze besitzen. Mit ih-nen zu verkehren, ist ehrenvoll und bringt Gewinn; aber man muß sich ihrer Gesellschaft würdig erweisen und muß ihnen nachstreben.

Es ist mitunter aufrecht unan-genehm, sich gegen mehr oder min-der böswillige oder gedankenlose Schwäger und Schwägerinnen zur Wehr zu setzen. Wer mich tabelt, und sei es mit harten, ja sei es mit den schärfsten Worten, mit dem kann ich mich auseinandersetzen, ich kann ihm widerprechen, ich kann ihn widerlegen, sein Urteil beinistufen. Reinesfalls aber wird dem Tadel gegenüber, sofern ihm nur das ge-ringste Recht zu einem Tadel zusteht, das Gefühl der Widerwärtigkeit be-erhtig sich geltend machen, wie gegenüber dem Schwäger. Kann ich jenen ernst nehmen, so ist es bei be-iseim unmöglich, kann ich jenen widerlegen, so muß ich bei diesem war-ten, bis die Schmutzwasser sich ver-loren haben. Mütter, Mütter, er-zieht mehr schweigsame Kinder, keine Plaudertaschen, keine Kinder, die sich um alles mögliche kümmern, was sie nichts angeht, die an ersten Dingen vorbeiziehen, weil Klatsch und Geschwätz ihr Lebenselement wer-den.

Dem Vermeiden unbedachter Worte steht ein anderes gegenüber, das die Wirkung, die von jenen ausgeht, auf-zubringen geeignet ist. Ich meine das Nichtstören zur rechten Zeit. Wie manchmal merkt man es deutlich, daß sich jemand im Gespräch eine Blöße gegeben hat. Man kann dies dem unbedingt ausnutzen? Umge-kehrt, der andere ist dankbar, wenn wir überhören, was er unbedachte-weise gesprochen hat, wenn wir über-haupt nichts gemerkt haben. Ist bei dem andern vorauszusetzen, daß seine Rede bewußt schätzig und spiz, gegen wen es auch immer sei, ge-wesen ist, so ist gelassenes Nachsinnen und Ueberhören das beste Abweh-rmittel u, die sicherste Waffe, die uns davor schützt, nicht mißschuldig an dem Geschwätz zu werden. Kindern und kindlichen Menschen gegenüber wirkt diese Methode sogar als Erziehungs-mittel. Versuche man es doch ein-mal damit, wenn es nicht anders gelingt, der Sache ein Ende zu ma-chen.

Leicht ist es ja nicht, sich unter allen Umständen zur Ruhe und Ge-lassenheit zu zwingen; aber es ist doch immerhin ein Stück Arbeit an sich selbst und zum eigenen Besten. Wir lernen dadurch über den Men-schen stehen und über ihre Vortheile hinwegsehen. Wer das kann, ist am ehesten gegen unbedachte Worte ge-schützt.

Zwei arme. — Mir geht's sehr schlecht, ich hab' jetzt nicht mal das Salz auf's Brot.

Mit geht's noch viel schlechter, ich hab' wohl das Salz, aber kein Brot.

Hühnerstord. — Neulich mit meinem Aeronplan so hoch geflo-men, daß ich schließlich freiwillig wieder umgelegt bin. Propeller fing an, Mißstöße zu buttern!

Ein Vorklag.



Bauerin: „Mein Gott, wie schau'n denn meine Hühner aus! Na-türlich, da tut das verfluchte Stadtfraul'n wieder Oratel zupfen!“

Der Held des Schauer-romans. „Nun, wie geht's denn dem Helben Deines derzeit erscheinenden Koptortageromans?“

Schauderroman-Autor: „Der ist augenblicklich tot.“

Erechte Entzückung. Bauer: „Was! Du sagst, mein Miß-wär' nichts wert! Der ist sogar schon — gemalt worden!“

Aus dem Tagebuche eines Keilners. Je redseliger der Gast, desto trüblicher das Frühlings-jahr.

Zur Vorsicht. „Himmel! Haben Sie aber einen fetten Kehl von Raffierer!“

„Ja! Den habe ich mit extra gemä-ßet, damit er nicht so leicht durch-brennen kann!“

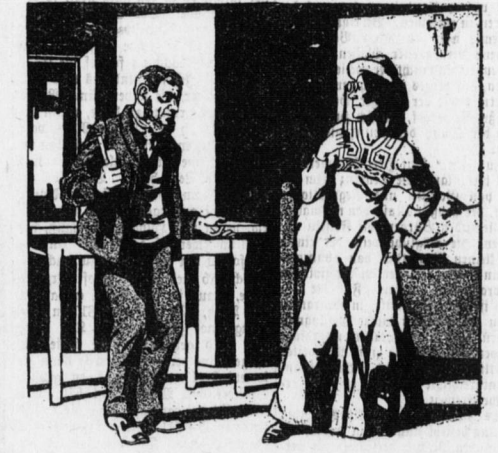
Replik! Bankier: „Wie hoch Sie geworden sind, seitdem Sie es zu einem gebracht haben! Sie schei-nen sich dessen gar nicht mehr zu ent-sinnen, daß Sie einst Hausdiener bei mir waren!“

Selbstmord. „Doch! Und ich freue mich um Ihre Willen, daß ich bei Ihnen und nicht Sie bei mir Hausdiener gewesen, denn Sie wären es bei Ihrer Unfähigkeit bis heute geblieben.“

Gegenfälliges. Dame: „Man sagt, daß gerade bei Menschen von ganz entgegengesetzter Art die Ehen am glücklichsten werden!“

„Ja! Den habe ich mit extra gemä-ßet, damit er nicht so leicht durch-brennen kann!“

Die Dypfer.



Die Schenke: „Was, acht Gulden wollen Sie für das dürftige Zimmer haben?“

„Na, wenn Sie sich jeden Tag 'ne Stunde in meinen Krutader stellen wollen, sollen Sie's billiger haben.“

Pedant. Gutsherr: „Herr Professor, gestern bekam eine Kuh von mir ein sechsfüßiges Kalb.“

Professor: „Das ist kein Kalb, das ist ein — Insekt.“

Eine Moderne. „Ich hätte nicht gedacht, liebe Rosa, daß Du so bald geschieden sein würdest!“

„Ja, das war wirklich ein unerhofftes Glück!“

Großartig. Neue Köchin: „Und noch eins, gnä' Frau, — das Recht, Soldaten in der Küche zu empfangen, betrachte ich als integrierenden Bestandteil meiner Souveränität.“

Hoffnungsvoll. „Nun, Herr Leutnant, was macht denn Ihr fünfjähriges Söldner?“

„Kolossal talentvolles Kerlchen, kann schon mit Monocle lesen.“

Hinter den Kulissen. „Du, Mary, was sagst Du dazu — unsere Primadonna will den Kritiker Köstler, der sie im letzten Winter so arg verflucht hat, betreten?“

„Mache ich süß.“

Bezeichnend. „Gestern ging ich mit ein paar Damen aus — die haben mich beinahe arm gegeben!“

„Du bist wohl in die „Schling-pflanzen“ geraten?“

Trost.



„Denken Sie sich, Herr Kollege, nun ist mit gerade der Zug vor der Nase weggefahren.“

„Na, vielleicht paßt's ein andermal.“